Der Handschuh

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Gehörlosen-Zeitung**

Band (Jahr): **35 (1941)**

Heft 13

PDF erstellt am: **31.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-925744

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Uhr. Sie schütteln einander die Hände und blicken sich in die Augen. Dann trennen sie sich. Der Kahn mit den Schwyzern wird über den See gerudert. Die Urner und Unterwaldner steigen über die schmalen Felsenpfade wieder ihren Hütten zu.

Woher wissen wir das alles? Ein deutscher Dichter hat das geschrieben. Schiller, der von 1759 bis 1805 in Deutschland lebte. Aber wer hat es ihm erzählt? Er hat es in einem Geschichtsbuch von Johannes Müller gelesen. Dieser schrieb zum ersten Mal eine zusammenhängende Schweizergeschichte im Jahr 1780. Woher wußte Müller vom Rütlischwur? Es ist eine lange Zeit von 1307 bis 1780. Aegidius Tschudy von Glarus, der um 1550 lebte, las im „weißen Buch" von Sarnen, das aus dem Jahr 1450 stammt, vom Rütli. Auch Felix Hämmerlin, der um 1440 lebte und der bernische Ratschreiber Justinger, der um 1420 schrieb, hatten von diesen Geschichten und Freiheitskämpfen geschrieben.

Nach Tschudy ist der Rütlibund im Jahr 1307 geschlossen worden. Doch zu Brunnen am See wurde schon 1291 zwischen den Waldstätten zu gegenseitigem Schutz ein Bündnis, ein Versprechen, einander in der Not beizustehen, abgeschlossen. Was diese einfachen Bauern vor 650 Jahren geahnt und gewollt haben, in festem Vertrauen auf Gott, besteht heute noch, der Schweizerbund.

Der Dichter Friedrich Schiller hat die Urschweizer gut verstanden. Deshalb ist ihm ein Denkmal gesetzt worden. Ein großer Stein mit einer Inschrift steht am Fuße des Gebirges im See, bevor man mit dem Schiff zum Rütli kommt. Mit leuchtenden Goldbuchstaben steht darauf zu lesen: „Dem Sänger unserer Freiheit".

Im Jahre 1885 sollte das Rütli verkauft werden. Ein großes Hotel sollte dort gebaut werden. Da wurde von den Schulkindern Geld zusammengetragen. So konnte dieser Plan abgewiesen werden. Jeder kann nun das Rütli besuchen, ohne daß er in ein teures Hotel zu gehen braucht. Unzählige Schweizerkinder haben sich seither dort auf der Wiese nieder gelassen, auf den See hinausgeschaut und sich gefreut. Die meisten sangen dort oder auf der Reise das Rütlilied. Ein Teil desselben heißt:

1. Von ferne sei herzlich gegrüßet,
Du stilles Gelände am See,
Wo spielend die Welle zerfließet,
Genähret vom ewigen Schnee.

2. Gepriesen seist, friedliche Stätte,
Gegrüßet, du heiliges Land,
Wo sprengten der Sklaverei Kette,
Die Väter mit mächtiger Hand.

3. Drum Grütli, sei freundlich gegrüßet!
Dein Name wird nimmer vergehn,
So lange der Rhein uns noch fließet,
So lange die Alpen noch stehn.

Der Handschuh.

Aus „Taubstummenführer".

(Nach einem Gedicht von Friedrich von Schiller.)

Es war einmal ein König, der hieß Franz. König Franz hatte einen großen Garten mit vielen wilden Tieren darin. In einem Käfig waren Löwen, in einem andern Tiger, Leoparden usw. Der große Käfig aber war leer. Das war der Käfig für die Tierkämpfe. Nicht oft waren sie. Wenn aber die wilden Tiere kämpften, so war das immer ein großes Fest. Dann saß König Franz vor dem Käfig. Neben ihm saßen die tapferen Ritter und die hohen Staatsmänner mit ihren Frauen. Und Fräulein Kunigunde war auch da.

König Franz befiehlt: Der Kampf soll beginnen. Da geht in dem leeren Käfig eine Eisentür auf. Und durch die Tür kommt ein Löwe. Ein großer, schöner Löwe. Er geht langsam. Er sieht sich nach allen Seiten um. Er ist allein. Er gähnt. Er schüttelt die Mähne. Er legt sich nieder.

Der König befiehlt wieder. Eine andere Türe geht auf. Und ein Tiger springt heraus. Er sieht den Löwen. Er brüllt laut. Er schlägt mit dem Schwanz. Er zeigt die langen, spitzen Zähne. Er geht im Kreis um den Löwen. Dann wird er still und legt sich nieder.

Der König befiehlt wieder. Eine dritte Türe geht auf. Zwei Tiere auf einmal springen heraus. Leoparden sind es, zwei große, wilde, böse Katzen. Sie stürzen sich auf den Tiger. Aber der Tiger packt sie mit seiner starken Tatze. Da steht der Löwe auf. Er brüllt. Und es wird still. Die wilden Tiere ducken sich, strecken sich, legen sich nieder. Aber ihre Augen funkeln zornig. Ihre Leiber zittern. Voll Haß und Mordgier sind sie. Wann wird der Kampf beginnen?

Doch jetzt — —! Was ist das — —? Was ist da gefallen? Etwas Weißes und Leichtes war es. Ein Handschuh war es. Der fiel in den Käfig hinein. Zwischen Löwe und Tiger

fiel er. Und wer hatte ihn geworfen? Fräulein Kunigunde hatte den Handschuh geworfen. In den Käfig hinein, zwischen Löwe und Tiger.

Warum hatte sie das getan? Was wollte denn Fräulein Kunigunde? Sie wollte schon etwas. „Ritter!" rief sie. „Ja, ich meine den jungen Ritter da. Man sagt, daß er tapfer sei. Und mir hat er gesagt, daß er mich liebt. Gut! Wenn seine Liebe so groß ist, dann soll er in den Käfig gehen, dann soll er meinen Handschuh zurückholen — —!"

Pfui, Kunigunde!

Doch der Ritter?

Er hört es. Er springt auf. Er eilt zum Käfig. Er klettert in den Käfig. Er tritt zwischen Löwe und Tiger. Er nimmt den Handschuh auf. Er geht wieder zur Tür hinaus und schlägt sie zu. Nun steht er da, den Handschuh in der Hand. Tapfer und furchtlos steht er da!

König Franz staunt. Die Männer staunen und die Frauen. Dann bricht ein Jubel los. Alle jubeln dem jungen, mutigen Ritter zu. Und Fräulein Kunigunde? Sie geht zu dem Ritter, um ihn freundlich zu empfangen. Doch der tapfere Mann? Er wirft ihr den Handschuh ins Gesicht: „Den Dank, Dame, begehr ich nicht!"

Und er verläßt sie zur selben Stunde.

„Johny".

(Plauderei von Marin.)

Groß ist die Zahl derjenigen, die irgend einer Liebhaberei fröhnen: die einen haben eine Sucht für Bücher; man nennt sie „Bücherwurm"; die andern schwärmen für Briefmarken, andere für alte Münzen oder Waffen. Man kann die Reihe ins ungeahnte fortsetzen. In Basel z. B. gibt es einen Sonderling, der für Schlangen eine Manie hat! Wen schaudert nicht dabei, wenn er an ein Zimmer voll lebender Schlangen denkt!? Ein anderer hält es mit den Affen. Eine ganze Kollektion der Vierhänder ist seine Welt — unwillkürlich rümpft man darob die beleidigte Nase. Wie mancher Liebhaber hat seine Schwäche für den stachlichen Kaktus! Was hast du, lieber Leser oder Leserin, für ein Steckenpferd? Eine alte Jungfer gar ist vernarrt in Katzen ohne Zahl! Die Menschen sind fürwahr gar verschieden veranlagt. Auch die gefiederte Welt hat ihre Liebhaber. Die Zahl der Vogelhalter ist weit verbreitet. Allenthalben sieht man Vogelkäfige an den Fenstern, in denen vorwiegend Kanarien gehalten werden. Andere Liebhaber hegen und pflegen Exoten aus fremden Ländern in größeren Volieren. Diese buntschillernden, winzigen Vögelchen entzücken das Auge mehr durch ihre Farbenpracht, als durch Gesang.

Auch Marin ist nicht frei von Leidenschaft. Die Zahl der Hunde, die er schon gehabt hat, ist beinahe Legion. Schon als Knabe begann es damit. Die Größe und Güte der Hunde war verschieden. Vom deutschen Schäfer ging es hinunter bis zum kleinsten Salonhündchen. Am liebsten sind ihm die schottischen Schäfer, genannt Collie. Diese zeichnen sich namentlich durch eine kolossale dichte Behaarung aus. Im Winter sind sie am ausdruckvollsten, denn da präsentieren sie sich ganz würdevoll, als wären sie sich ihrer Schönheit bewußt. Unser erster Collie hieß „Diana"; er war in Farbe goldsable mit weiß — der Liebling und Stoz meiner jungen Frau. Nummer zwei hieß „Lionel von Brabant", der Nachkomme eines berühmten, preisgekrönten Vaters. Er ging später in das Eigentum eines Oberstlieutenants in Lenzburg über. Den Schluß dieser Hunderasse bildete „Senta", eine mit erstem Preis und Ehrenpreis gekrönte Hündin, die uns in einem Wurf fünf Welpen brachte. Sämtliche Junge und später auch die Mutter fanden andere Liebhaber.

Auch hielt ich es mit einem deutschen Schäferhund, der der Liebling meiner Tochter wurde. Wir haben ihn großgezogen. Er erhielt den Namen „Hektor von Ergaten". Sein Bild erschien einmal zu Lebzeiten von Sutermeister in der „Taubstummenzeitung".

Von meinen kleineren Hunden dürfte vielen Schicksalsgenossen der liebe „Netti", das kluge Zwerghündchen, am bekanntesten sein. Zu wiederholten Malen wurde nach ihm gefragt: ob er noch lebe? Seit einem Jahr ist er tot, nachdem er neun Jahre viel Freude bereitet hatte. Er litt zuletzt viel unter Asthma, so daß ihm das Dasein beschwerlich wurde. Da darf man nicht sentimental sein. Der Tod ging rasch von statten.

An „Nettis" Stelle ist seit 1941 ein gleiches Zwerghündchen getreten, ebenfalls ein schwarzes Rehpinscherli. Sein Name ist „Johny of Kilmore", reines Vollblut. Man muß es sehen, dieses zierliche, quecksilbrige Wesen, das in seiner Gestalt wirklich einem leibhaftigen Rehlein gleicht! Auf der Straße rufen ihm die Kinder entzückt „Bobi, Bobi" zu und geben